



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PT
4848
G88
Z6

EGG
Klaus Groth

PT

4540

G88Z6

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE

SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF

Henry W. Sage
1891

A. 108791

13/12/97

S
13/12/97

Cornell University Library
PT 4848.G88Z6

Klaus Groth und die Plattdeutsche Dichtung



3 1924 026 346 522 ..

Deutsche
Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit
Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers,
Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt
herausgegeben von
Franz von Holtendorff.

Jahrgang XIV.
(Heft 209 — 224 umfassend.)

Heft 215.

Klaus Groth
und
die plattdeutsche Dichtung.

Von
Karl Eggers.

GH

Berlin
Verlag
(c. s.)

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Genauer Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen“ und nach „Wissenschaften“ geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

In demselben Verlage erschienen:

Gedichte

von

Hermann Aletke.

Dritte, reich vermehrte,
mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesamt-Ausgabe.
Eleg. geb. in Orig.-Band mit reicher Goldverzierung und Goldschnitt 8 Mark.

Klippenmoos.

Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung.

Roman

von

August Heffe.

Drei Bände, eleg. brosch. 15 Mark, eleg. geb. 18 Mark.

Am den Kaiserstuhl.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

Zwei Bände eleg. brosch. 12 Mark, eleg. geb. 14 Mark 40 Pfennige.

Novellen aus der romanischen Schweiz.

Von

Robert Schweichel.

I., II., III. Sammlung.

Zusammen brosch. 10 Mark.

Erste Sammlung: **Im Gebirg und Thal.** Drei Novellen. 5 Mark 40 Pf.
Zweite Sammlung: **Jura und Genfersee.** Zwei Novellen: 4 Mark 60 Pf.
Dritte Sammlung: **Im Hochland.** Drei Novellen 4 Mark 60 Pf.

Genrebilder

von

Robert Alexander.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Mark 80 Pf.

Klaus Groth

und

die plattdeutsche Dichtung.

Von

Karl Eggers.

CSH

Berlin SW. 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. B. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Strasse 33.

†

A.108791

~~1470 G 9255~~

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtendorff in München.

LR

Als vor 31 Jahren, also vor einem Menschenalter, Klaus Groth seinen Quickborn in die Welt geschickt hatte, war die Wirkung des Erscheinens eine ebenso plötzliche wie auffallende. — Wie ein chemischer Scheidestoff fiel dies plattdeutsche Werk in die Ansichten der Literaturfreunde, vergleichbar, wenn auch in erheblich engerem Raume, der Wirkung von Richard Wagners zu gleicher Zeit auftauchendem Buche über das Drama der Zukunft. So urplötzlich wie das Kunstgebiet der Musik ein Schlachtfeld darbieten mußte für dauernde, mit möglichster Bitterkeit und Gehässigkeit geführte Kämpfe, ebenso plötzlich spaltete das Erscheinen des Quickborn die Gesamtheit derjenigen, welche einen besonderen Antheil nahmen an der Entwicklung der nationalen Literatur, in zwei Parteien, die sich in Wort und Schrift befehdeten. Abgesehen von dem Gebietsumfange trat aber ein erheblicherer Unterschied dadurch vor Augen, daß die neu entstandene Partei der Zukunftsmusiker der bisherigen Musik, insbesondere zu Gunsten des Gesamt-Kunstwerks der Zukunft, die Berechtigung der Fortexistenz angriffsweise bestreiten wollte, während der Quickborn gegen Niemanden zu Felde zog, sondern vielmehr selbst der angegriffene Theil war, indem die Schaar seiner Gegner auf Grund seines bloßen Daseins der plattdeutschen Sprache die Berechtigung einer selbst bescheidenen literarischen Fortexistenz absprechen zu müssen glaubte. Dem vermeintlichen Eindringling ins Gebiet der deutschen Dichtkunst wurden alsbald hündige Ausweisungs-Verfügungen zugestellt, zum Theil von so zuständigen Autoritäten der deutschen Literatur, daß der kampfmuthige Laie

nicht in Verlegenheit kam, auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören.

Was war es denn, was den Quickborn der Dichter-Republik staatsgefährlich erscheinen ließ? — Hatte man doch nichts dagegen einzuwenden, daß die plattdeutschen Poesien des biedereren Altmärkers Bornemann seit 1810 bis zu jener Zeit hin durchschnittlich alle zehn Jahre in neuer Auflage erschienen, und daß die noch älteren Gedichte des Rostocker Procurators Dietrich Bacht, denen bekanntlich auch Goethe wohlwollende Anerkennung schenkte, wenigstens in Auswahl des Besten noch 1843 neu vor das Publikum getreten waren. Diese beiden wackeren Reimschmiede, deren plattdeutsche Verse sich fast mütterseelenallein in unsere Lage hinein verloren, betrachteten die plattdeutsche Sprache vorzugsweise nur noch als Harlekin-Gewand, in welchem die von ihnen erzählten Schnurren und Schwänke, deren handelnde Personen die plattdeutsch redenden Volksschichten lieferten, sich desto drolliger ausnehmen sollten. Die sehr wenigen echten Perlen, welche sich in dem trockenen Sande fanden, der von ihren Bersäufen durchtreten war, sind kaum zur Anerkennung gekommen. Wen die dürftige Leerheit dieser poetischen Wüste abstößt, der sucht dort überhaupt keine Perlen, wer aber ausreichende Freude am trockenen Sande hat, der findet sie nicht. So blieb es unentdeckt und unbekannt, daß sie auch einigemale sich Grenzüberschreitungen ihres Stoffgebietes zu Schulden kommen ließen und das Gebiet der höheren Dichtung, wenn ich so sagen darf, zu betreten oder wenigstens zu streifen gewagt hatten.

Das aber war gerade das Vergehen unseres Klaus Groth, daß man in seinem Quickborn die Schnurre und den Schwanz vergeblich suchte, daß man höchstens dann und wann einen lustigen Humor, aber auch den noch immer ohne diejenige Derbheit fand, die ihm für das Plattdeutsche vermeintlich unerläßlich war. Was eben platt heißt, mußte doch auch platt sein. — Aber das hauptsächlich Stoffgebiet seiner Gedichte unterschied sich in

nichts von dem Gebiete, das die hochdeutsche Poesie und die Poesie als Kunst überhaupt für sich in Anspruch nahm. Klaus Groth wollte also in der Arena der Dichtkunst die hohe Schule reiten, während sein Kunstapparat ihm doch ausschließlich die Wirksamkeit eines Clowns zuwies. — Dieser gewaltige Fehlgriff — so hieß es — hatte die Folge, daß höchstens ein Drittel des Quickborn poetisch, ein zweites Drittel langweilig und das dritte völlig ungenießbar war. Wenn gleichwohl der Quickborn einen unbestreitbaren Erfolg hatte, der schon durch die Zahl seiner Auflagen in's Auge fiel, so sollte dieser Erfolg ebenso künstlich sein, wie das ganze Nachwerk selbst. Man führte ihn lediglich zurück auf die Rathgeber-Weisheit deutscher Professoren, die ja in ihrem bekannten Haß gegen das zeitgenössische Schriftthum nur Gelehrsamkeit gelten lassen wollten und im Verfasser des Quickborn allen wirklichen Dichtern von Gottes Gnaden den gelehrten Dichter als Muster gegenüberstellen konnten. Denn Klaus Groth selbst — so hieß es weiter — hatte das Plattdeutsche erst mühsam erlernen müssen, ohne je dessen zutreffender Anwendung ganz mächtig zu werden. Auf diese Weise, ganz unter dem Einfluß der modernen hochdeutschen Bildung entstanden, sei der Quickborn weder der Form noch dem Inhalte nach plattdeutsch, mithin ein ganz unzulängliches Piedestal für die völlig erkünstelte Dichteregistenz Klaus Groths. — Es ist dies — kaum glaublich — eine vielfach wörtliche, aber wesentlich noch abgeschwächte Mittheilung von der Zusammenfassung aller in dreiundzwanzig Jahren ausgesprochenen abfälligen Urtheile über Klaus Groth, welche noch 1875 von Hieronymus Lorm den Lesern der Wiener Abendpost als baare Münze ausgezahlt wurde! — Der fabulirte und der — man darf wohl sagen — abgeschmackte Theil dieser Beurtheilungsweise, soweit nämlich den deutschen Professoren eine Rolle als Dichterbasser zuertheilt ist, bedarf keiner Berücksichtigung. Das Schwergewicht der Angriffe fällt in die Dialektfrage überhaupt, d. h. in die Frage nach dem Umfange der Berechtigung der Dialekt-

Dichtung, falls solche überhaupt berechtigt ist; denn auch dies ist noch heute von literaturgeschichtlicher Autorität angezweifelt.

Vor allen Dingen aber thut es Noth, zur Beantwortung dieser Fragen auf einen Grundirrtum hinzuweisen, welchen die größere Mehrzahl der Gegner Klaus Groth'scher oder plattdeutscher Dichtung überhaupt zu der ganz unhaltbaren Operationsbasis ihrer Angriffe macht. Unter Dialekt wird meistens eine Abartung oder Ausartung einer nationalgebräuchlichen Schriftsprache verstanden; mithin soll die plattdeutsche Mundart, da hochdeutsch die gemeingültige deutsche Schriftsprache ist, ein Dialekt vom Hochdeutschen sein. Diese sachwidrige Anschauung lassen sich natürlich die literarhistorischen Sachverständigen nicht zu Schulden kommen; sonst aber ist sie soweit verbreitet, daß ich hier wenigstens auf sie hindeuten muß.

Das Wahre ist, daß Hochdeutsch und Platt- oder Niederdeutsch zwei auf gemeinsamen Stamm zurückzuführende Schwester Sprachen sind, welche zwei getrennte Sprachgebiete, freilich von sehr unterschiedener Größe, beherrschten, so zwar, daß jede Sprache auf ihrem Gebiete auch die ausschließliche Schriftsprache war. Es hat etwas selbstverständliches, daß der Umfang der literarischen Produktion der niederdeutschen Sprache nach Maßgabe des kleineren Gebietes ihrer Herrschaft ein verhältnismäßig geringer war. Daß er in der That ein unverhältnismäßig geringer erscheint, hat seinen Grund darin, daß nachgewiesenermaßen ein überaus beträchtlicher Theil der niederdeutschen Dichtung verloren gegangen ist. Um nun eine ungefähre Vorstellung von dem Reichtum der plattdeutschen Literatur zu geben, will ich folgende Thatfachen anführen. Von dem niederdeutschen Sprachgebiete, das Volland und Holland umfassend sich an der Ost- und Nordseeküste erstreckt, ist Mecklenburg ein nur sehr kleiner Theil. In diesem Bändchen allein sind seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahre 1599, also in dem runden Zeitraum eines Jahrhunderts, in welchem die plattdeutsche Literatur noch in Blüthe stand,

172 Druckwerke nachgewiesen, die zum größten Theil aus der einen Druckerei von Ludwig Dieze in Rostock hervorgegangen sind. Den Maßstab der heutigen Bücherproduktion darf man freilich an jene Zeit nicht legen. Mit ihrem eigenen Maßstabe gemessen, ist jene Fruchtbarkeit immerhin erheblich, insbesondere in Hinblick auf den Inhalt dieser Literatur. Auf die theologischen Schriften: Abhandlungen, Predigten, Gebet- und Gesangbücher, Bibelübersetzungen — fällt der Hauptantheil. Unter den juristischen Druckfachen finden sich außer Landesverordnungen, Landtagsauschreiben, Hausverträgen der Herzöge auch das plattdeutsch geschriebene, für Mecklenburg geltende lübische Recht, sowie die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., die sog. Carolina, deren Inhalt in Mecklenburg bis zur Publication des jüngsten Reichsstrafgesetzbuchs in aushülflicher Geltung geblieben ist. Sie war damals übersezt und gedruckt durch den Rostocker Rathschreiber und Buchdrucker Hermann Barthusen, der sich als Uebersetzer oder vielmehr Umbichter des Reinke de Vos größeren Namen erwarb. Auch Sebastian Brandt's Narrenschiff findet sich in plattdeutscher Uebersetzung gedruckt; dann plattdeutsche Original-Theaterstücke, Kalender, lateinische Grammatik, Medicinisches, Historisches, wie z. B. gar eine Chronik von Livland. — Und warum ward dies alles gedruckt? — Weil das Hochdeutsche Niemand verstanden hätte, selbst die Gebildetsten kaum und nur als eine Fremdsprache. Für diese eben ward ja gedruckt; denn diejenigen Volksschichten, welche nach einer sehr geläufigen heutigen Anschauung bloß durch ihr „bäurisches Wesen“ zum Gebrauch der plattdeutschen Sprache berechtigt sein sollen, haben sich nie Büchereien angeschafft, am wenigsten mit so kostbaren Werken wie damals etwa Reinke de Vos war.

Nicht also Luther mit seiner hochdeutschen Bibelübersetzung hat der plattdeutschen Sprache den Todesstoß gegeben, deren literarische Blüthezeit, wenigstens hinsichtlich ihres Umfanges, nachlutherisch war, sondern weit mehr der dreißigjährige Krieg. Und

doch konnte der alte Rostocker Professor Lauremberg 1652 noch leblich mit Recht behaupten, daß man in der Pfalz, Schwaben, Schweiz und Thüringen lauter verschiedene Sprachen höre,

Men de Sprate in ganz Nebder Sagen Land
 Blifft unverrücht, und hefft bestand,
 Dar wert geredt van altomalen,
 In Medelnborg, Pommern und Westfahlen,
 In den andern Landschappen des geliken,
 Sinerley Sprate, darvon se nich wiken.

Der Krieg aber, in welchem für ein ganzes Menschenalter Deutschland zum Spielball fremder Mächte geworden war, deren Söldner alle Lande durchflutheten und allen materiellen Wohlstand zerstörten, — dieser Krieg schädigte auch den intellektuellen Wohlstand und vernichtete mit dem Nationalgefühl zugleich jegliches Interesse an der nationalen Literatur. Diese aber war bis dahin nie eine schriftsteinheitliche gewesen, sondern in den ältesten Zeiten rein mundartlich war sie auch später nie zu einer völligen Abschleifung der mundartlichen Unterschiede gelangt trotz mancher einigender Momente, wie insbesondere zur Zeit der höfischen Dichtung des Mittelalters im fahrenden Leben der Minnesänger zu Tage traten. Die relative Einigung ward vielmehr erst in gleichem Schritt neben den sprachverwüstenden Einflüssen des Krieges rein künstlich herbeigeführt durch die Einwirkung eines Einzigen, dessen dichterisches Können gänzlich zurückstand hinter seiner Gelehrsamkeit.

Martin Opitz, der Schlesier, betrieb die Sprachreinigung und Spracheinigung als seine Lebensaufgabe mit einem solchen Erfolge, daß seine Lehren der gesammten National-Literatur bis zu unserer klassischen Zeit hin den Stempel aufgedrückt haben. Seine Sprachreinigung bestand in der Beseitigung alles Fremdsprachlichen, aber auch alles Mundartlichen, und indem er dadurch der Sprache jede individuelle Form-Gestaltung entzog, nahm er ihr auch die Möglichkeit einer individuellen Inhalts-Gestaltung.

Sie ward ein leeres Gefäß, das er selbst und dann seine Nachfolger über ein Jahrhundert hindurch vorwiegend mit Entlehnungen anfüllten aus der Fremde, vom klassischen Alterthume an bis zu den modernen Völkern, insbesondere den Franzosen. Die Dichtkunst ward — so undeutsch wie nur möglich — zu dem, was man Klaus Groth, wie wir bald sehen werden, mit größtem Unrecht zum Vorwurfe macht, — zu einer gelehrten Künstelei. Denn je weniger man das innerlich empfand, was man in glatte Verse zu bringen suchte, desto größer — so glaubte man — war ja eben die Kunst. — Dieser so gereinigten Sprache mußte sich fortan jeder, der Anspruch auf Bildung machte, für die Schrift bedienen. Sprechen freilich durfte er sie mit seinen heimatlichen Lauten und Accenten, und somit ist bis auf den heutigen Tag die Aussprache des Schriftdeutschen im hochdeutschen Sprachgebiete, selbst in den sogenannten gebildeten Ständen mundartlich verblieben. Auch der gebildete Sachse „fächfelt“, wie der Schwabe „schwäbelt“, der Rheinhesse rheinländert und der Oesterreicher halt österreichisch spricht. Die Niederdeutschen aber, welche das nunmehr in die Mode kommende Hochdeutsch wie eine fremde Sprache erlernen mußten, haben davon den Vortheil der dialektfreieren und reineren Aussprache gehabt und bis heute behalten.

Wenn Bischer und Thering darin Recht haben, daß die Mode nicht auf bloßer Neuerungsucht beruht, sondern unter den herrschenden Lebensverhältnissen eine soziale Nothwendigkeit ist, insofern jede neue Mode die stets von Neuem wieder aufgerichtete Schranke der höheren Stände bildet gegen die niedern, welche unaufhörlich diese Schranke einreißen; so darf man die plattdeutsche Sprache wohl ein Opfer der Mode nennen. Denn die neu eingeführte, gereinigte hochdeutsche Sprache ward als eine Schranke für den intellektuellen Standesunterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten angesehen, welche die Letzteren zu übersteigen hatten. Dem entsprechend heißt es noch heutzutage in rein plattdeutschen Gebieten: Hochdütsch is hier noch keen Mod'.

Daß unter den angegebenen Umständen die plattdeutsche Sprache sich vom Felde der nationalen Literatur zurückziehen mußte, war selbstverständlich. Denn wenn es die höchste Aufgabe der Poesie war, ungefühlte und gemachte Empfindungen in möglichst allgemeiner, also nüchterner Ausdrucksweise in Verse zu bringen, so konnte die plattdeutsche Sprache, für welche sich kein sprachreinigender Dpitz gefunden hatte, dieser Aufgabe allerdings nicht gerecht werden. Sie hätte schon beim Ausdruck der eigenen Empfindungen stehen bleiben müssen, und dies war ja keine Kunst; denn es fehlte dann der Stempel der Gelehrsamkeit, welcher nach damaliger Anschauung zur vollen Legitimation eines Schriftwerks als Dichtung unerlässlich war. Nach heutiger Anschauung aber überragen gerade deshalb die berühmten plattdeutschen vier Scherzgedichte des schon genannten Lauremberg, die gesammte zeitgenössische dichterische Produktion streng Dpitz'scher Gattung durch ihren gefunden, nicht anempfundnen Inhalt und werden als Satyren zu den besten gezählt, „welche überhaupt die Geschichte der deutschen Literatur zu verzeichnen hat.“ Es ist dies um so bemerkenswerther, als Lauremberg, ein höchst gelehrter Professor der Medicin und Mathematik, auch als lateinischer und hochdeutscher Dichter der Literaturgeschichte angehört, als solcher aber von der zünftigen Dpitz'schen Richtung kein Haar breit abwich.

Als Schriftsprache in den Damm gethan mußte das Plattdeutsche an seiner Einheit zu Gunsten mundartlicher Vielheit geschädigt werden; und so ist denn diejenige Einheit des Mittelniederdeutschen völlig verschwunden, von welcher das neuerdings von Schiller und Lübben herausgegebene vielbändige Wörterbuch dieser Sprache für die Zeit vom 14. bis 17. Jahrhundert ein Bild giebt. An deren Stelle erscheint heute die plattdeutsche Sprache als ein Konglomerat einer recht bedeutenden Anzahl unter sich erheblich verschiedener plattdeutscher Dialekte; so verschieden, daß z. B. ich als geborener Mecklenburger ein hollän-

dieses Buch, obwohl ich mich nie speciell mit dieser Sprache befaßt habe, besser verstehe, als ein Schriftstück in samländischem Plattdeutsch. In diesem Zerfall in Mundarten ist es begründet, daß alle plattdeutsche Literatur der neueren Zeit mundartlich sein muß. Das Mundartliche besteht dann aber nicht in einem sogenannten plattdeutschen Dialekt als einer Abart des Hochdeutschen, sondern lediglich darin, daß nach dem Untergange der mittelniederdeutschen Schriftsprache nur einer der vielen plattdeutschen Dialekte, nämlich der Dialekt des ehemaligen Autors zur Anwendung kommen kann.

Aus der Literatur hatte man die plattdeutsche Sprache auf dem angegebenen Wege ausweisen können; nur nicht aus dem Leben, selbst nicht der Gebildeten, ja kaum ganz aus dem öffentlichen Leben. Die plattdeutschen Predigten von Jacobus Sackmann aus dem Anfange noch des 18. Jahrhunderts sind keine Fabel, sondern als wirklich gehalten nachgewiesen; und aus den Gerichtssälen wird in Norddeutschland die plattdeutsche Sprache noch lange nicht verschwinden. Vor dreißig Jahren habe ich als Gerichts-Präses in Rostock Civil- und Criminal-Verhandlungen reichlich so viel in plattdeutscher wie in hochdeutscher Sprache zu leiten gehabt, und dies Verhältniß hat sich auch bis heute nur wenig geändert. Im Privatleben aber geht der Gebrauch der plattdeutschen Sprache immer noch in weit höhere Schichten der Gebildeten hinein, als diejenigen sich und Anderen einreden, welche ihr die Hoffähigkeit im Reiche der Dichtkunst absprecken, weil sie nur Ausdrücke und Ausdrucksformen für die Gedankenkreise der alleruntersten Volksschichten haben soll. — Ich z. B. entstamme einer Rostocker Kaufmannsfamilie, in welcher die Haus- sprache plattdeutsch war, wie damals überhaupt in den Familien des gebildeten Mittelstandes dieser doch nicht ganz unbedeutenden Seehandelsstadt. Auf dem Gymnasium mit den Schulkameraden wurde nicht anders verkehrt, und in den Zwischenstunden hörten wir Schüler unsere in den Gängen auf- und abgehenden Lehrer,

Professoren und Doctores philosophiae, unter sich plattdeutsch plaudern. Die wenigen vorkommenden Ausnahmen bestätigen lebiglich die Regel. Auf den deutschen Universitäten endlich, wo nur immer Mecklenburger, Holsteiner u. s. w. zusammentrafen, war sehr bald das heimische Plattdeutsch die vertrauliche Umgangssprache.

Nun müßte man doch wirklich glauben, alle diese jungen Leute, welche später Aemter und Würden unter den Gebildeten bekleiden wollten, und jene Lehrer und Professoren, welche bereits solche Aemter bekleideten, hätten gar keinen weiteren Gesprächsstoff gehabt, als über bäuerliche Ackerwirtschaft oder Schnurren und Schwänke, je derber desto besser, — wenn man eben von der Voraussetzung ausgehen wollte, die plattdeutsche Sprache böte kein weiteres Material für Gedankenformen dar. — Und diese Voraussetzung — uns Plattdeutschen ist es kaum glaublich — wird in der That als ein literar-historisches Dogma gelehrt, von keinem Geringeren als von Karl Goedeke. —

Es kann mir selbstverständlich nicht einfallen, gegenüber diesem hochverdienten und vielleicht gelehrtesten Forscher auf dem Gebiete unserer Nationalliteratur eine andere Stellung einnehmen zu wollen, als die des Laien gegenüber dem sachverständigsten unter den Berufenen, zumal das Studium seiner Schriften seit Jahren den wesentlichsten Beitrag zu meinem literar-historischen Wissen geliefert hat. Aber in dem hier zur Frage stehenden Punkte glaube ich ohne Ueberhebung gleichwohl die größere Sachkenntniß für mich in Anspruch nehmen zu dürfen, da hierbei nicht gelehrte Forschung, sondern eigenste innere Lebenserfahrung den Ausschlag zu geben hat. Nur der Umstand, daß Goedeke über die angegebenen Thatsachen der wirklichen Verbreitung des Plattdeutschen unbedingt in thatsächlichem Irrthum war, macht es überhaupt erklärlich, daß er zu folgenden Ansichten, beziehungsweise Schlüssen kommt:

Nachdem das Plattdeutsche aus dem Schriftthum und der

Sprache der Gebildeten ausgeschieden war, konnten die letzteren es literarisch nur noch zur Erzielung komischer Wirkungen verwenden. Die mundartliche Dichtung Süddeutschlands vertrug auch ernste Empfindungen, da der Süddeutsche auch im Dialekt dachte. Der Norddeutsche aber dachte nur hochdeutsch; deshalb vertrugen sich Ideen, Empfindungen, Ausdruck, die nur das Ergebnis hochdeutscher Bildung sind, nicht mit der plattdeutschen Sprache, deren Charakter sie sich nur widerwillig fügen.

Aber auch die Möglichkeit eines Irrthums darüber, daß der gebildete Plattdeutsche nur hochdeutsch denken soll, wäre bei einem Literaturkenner von so feinem Sprachgefühl unerklärlich, wenn Goedeke nicht eben selbst innerhalb des plattdeutschen Sprachgebiets, nämlich in Celle, geboren wäre. Diese Schlußfolgerung klingt äußerst paradox, aber der Widerspruch löst sich dadurch, daß Goedeke selbst zweifellos hochdeutsch erzogen ist. Und wenn er dann von Jugend auf hören mußte: pfui, plattdeutsch spricht nur das gemeine Volk, kaum noch die Dienstboten —, so hat er seine allerdings auch eigenste Erfahrung über das Plattdeutsche aus dem Sprachgebiete, wo es erheblich viel weiter zurückgedrängt war, als an den Küsten der Nordsee und des baltischen Meeres, unzulässiger aber entschuldbarer Weise auch auf diese letzteren Gebiete des Plattdeutschen übertragen. Er ist in plattdeutschen Landen als Renegat aufgewachsen — ich verstehe dies natürlich nur rein thatsächlich, nicht in irgend einem gehässigen Sinne; — und Renegaten sind bekanntlich stets die gefährlichsten Gegner dessen, wovon der Abfall stattgefunden hat.

Wenn er selbst aber alle Dialektdichtung einen Abfall vom Reichthum des Hochdeutschen nennt, so trifft dies für das Plattdeutsche nicht zu, vor Allem, weil es, wie wir gesehen haben, kein Dialekt des Hochdeutschen ist; dann aber auch nicht, weil der rechte und ächte plattdeutsche Dichter mit denjenigen „Ideen, Empfindungen und Ausdrucksformen“, welche zu poetischer Entfaltung gelangen sollen, noch gar nicht bis zum Hochdeutschen

vorgebrungen sein darf, sondern dies Alles noch im angeflamnten niederdeutschen Grund und Boden wurzeln muß und in der That auch wurzelt. — So liegt die Sache thatsächlich, und weitere Eingriffe in das Leben unserer Sprache, als schon geschehen, brauchen wir Plattdeutschen uns zur Zeit wenigstens noch nicht gefallen zu lassen. Erst nahm man uns die Schriftsprache; dann verbietet man den Gebildeten unter uns, plattdeutsch zu reden, und endlich will man uns gar vorschreiben, wie wir denken — und daß wir hochdeutsch denken sollen. Aber das geht nicht, — vör uns' Gedanken heww' wi doch noch unsen eegen Kopp. —

Freilich sehr häufig ist mir die Behauptung mit überlegenem Lächeln angezweifelt, daß ich selbst auf einem erheblichen Gebiete seelischer und geistiger Thätigkeit nicht bis zum Hochdeutschen vorgedrückt bin, insbesondere in Vielem, was Herz und Gemüth angeht, und daß mithin in diesem Bereiche auch meine Gedanken vorwiegend plattdeutsch sind. Das sollte nicht möglich sein und ich mir vielleicht nur in plattdeutschem Eigensinn einreden. — Gerade uns Deutschen liegt aber der Beweis dieser Möglichkeit so ungemein nahe, wenn wir nur vierzig, fünfzig Jahre oder gar bis in's vorige Jahrhundert zurückblicken und gewahren, wie ganze Gebiete des inneren Lebens unter der Herrschaft der französischen Sprache standen. Wer gedankenlos plaudern und schwätzen oder aber auch recht geistreich sein wollte, mußte es schon französisch thun; auf deutsch kamen wenigstens diejenigen nicht damit zu Stande, welchen die Kinderfrau und Erzieherin ersetzt war durch eine „Bonne“ und eine „Gouvernante“ — und dieser sprachbarbarische Erziehungsunfug ist ja immer noch nicht ganz ausgerottet.

Schrieb doch auch der große Friedrich seine Werke, die wissenschaftlichen, die philosophischen, französisch, weil die deutsche Sprache nicht ausreichte, für ihn nicht reichte. Wenn er aber mit den praktischen Dingen des Lebens zu thun hatte,

die ihm am meisten am Herzen lagen, dachte und schrieb er deutsch und befreitete z. B. auf das Abschiedsgesuch eines Offiziers, der später als Feldmarschall bekannter geworden ist: „Der Rittmeister von Blücher soll sich zum Teufel scheeren.“ —

Ein jeder hat also unbezweifelt das Recht, seine Gedanken und Empfindungen in derjenigen Sprache auszudrücken, in welcher sie in ihm lebendig geworden sind. Und weil Klaus Groth aus diesem Grunde plattdeutsch schrieb, ist er der Dichter geworden, der er ist. —

Ich mußte auf einem weiten zeitlichen Umwege an ihn herankommen, um auf den Standpunkt hinzuführen, von welchem aus allein die richtige Würdigung Klaus Groths möglich ist, wenn wir ihn der äußerst geringen Zahl der Dichter zugesellen, welche in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts mit begründetem Anspruch auf diesen Namen hervorgetreten sind.

Klaus Groth wurde heute vor vier und sechzig Jahren, am 24. April 1819 in Heide, dem Hauptorte der Holsteinischen Landschaft Norderditmarschen, wo sein Vater eine Windmühle und Aderwirthschaft besaß, geboren¹⁾. Heide war in alten Zeiten bloß ein abgegrenzter Platz auf einer Heide gewesen, welcher den Landesversammlungen zu ihren Zusammenkünften unter freiem Himmel diente. Plattdeutsch heißt der Ort noch „de Heid“. Dieser Platz, der heutige Marktplatz, etwa so groß wie in Berlin der Gensdarmenmarkt, ward allmählich von Häuserreihen umfaßt. So entstand ein Dorf Heide, das zur Zeit des Quickborn zu einem ansehnlichen Marktflecken mit 5—6000 Einwohnern herangewachsen war. Der zehnte Mann war ein Schuster, also 5—600 Schuster. Das humoristische Interesse an diesem Umstande hat Klaus Groth in seinem Gedichte „De Fischtog na Fiel“ verwerthet. — Der Besuch der Ortschule war dem Knaben so lieb geworden, daß sich ihm daran die freundlichsten Jugenderinnerungen knüpften. Der Unterricht ward selbstverständlich in plattdeutscher Sprache erteilt. Dies geschah noch

in den Dreißiger-Jahren durchweg in den kleineren Ortschaften Holsteins; nur der Religions-Unterricht erforderte die hochdeutsche Sprache. Der liebe Gott gehörte doch zu den Vornehmeren und Gebildeten in dem Maße, daß man selbst von ihm nur hochdeutsch reden konnte. Freilich der Nachwächter Jochen Peiters, der als Pseudonymus treffliche plattdeutsche „Sommergedichte“ geleistet hat, ist anderer Ansicht. Er meint, wenn er einmal recht herzlich zu Gott beten will:

't is Allens plattdütsch, wat denn ruter kümmt.
 Un dat is of en utgema'te Sak:
 Unf' Herrgott fül'm, de sprekt keen ander Spraak. —

Klaus Groth's Mutter stammte aus dem 2^{1/2} Meilen entfernten Tellingsted. Die ganze Knabenzeit hindurch besuchte Klaus Groth den Onkel, den Hansohm, wenigstens ein oder ein paar-mal im Jahre. Dorthin ging's immer mit Freuden, zurück selten ohne Weinen. Hier lag sein „Jugendparadies“, und so ist es erklärlich, daß nicht blos die so benannte Idylle, sondern auch andere der größeren Dichtungen — „Hanne ut Frankrik“, „Peter Runrad“ — hier ihren Schauplatz fanden. Der Weg dorthin führt durch zwei Gehölze, den Binnenwald und Norderwald, über eine Haidestrecke, und jenseits eines Baches trat dann das Paradies in welligem Hügellande hervor. Ein Hünengrab, der Goldberg, lag in nächster Nähe. Da saß der Knabe häufig und ließ seine Blicke bis zur entfernten väterlichen Mühle schweifen. —

So war auf diesem einzigen Wege nach Tellingsted hin für ihn Alles beisammen, was ihm diese Straße zur Bahn auf den Barnaß gemacht hat: Wald, Haide, Moor und Bach, der grüne Knickbusch, das weiße Schneefeld — Alles erschien ihm im Abglanz seiner dichterischen Empfindungen und spiegelte sie ihm zurück in lyrischer Ausgestaltung: die heiteren auf dem Hinwege, die düsteren und trüben auf dem Rückwege; denn — „hin ging't jümmmer mit Freuden und weg selten ahn Weenn.“ — Und dem

(268)

Hünengrabe entstiegen die redenhaften Vorfahren, welche Ditmarsche Freiheit erkämpften, als die Träger seiner historischen Balladen und seiner Lieder im Volkston. Und die Menschen, die er auf diesen Wanderungen sowie zu Hause und in der Tellingstedter Fremde sprechen hörte und hantieren sah, — sie brauchte er nur so wie sie waren in die in ihm entstandenen Stimmungsbilder des Landschaftlichen hineinzustellen, so waren seine verschiedenen „Vertellen“ geschaffen, seine Humoresken und die köstlichen „Familienbilder“, jene Musteridyllen, die von keinem hochdeutschen Dichter übertroffen sind und gleichwerthig neben den besten stehen. Eine Ergänzung der materiellen Grundlage seiner Dichtung, freilich eine für den Holsteiner unerläßliche, bot dann noch das Meer und dessen Strandbewohner in dem Strandorte Büsum dar. Er lag gleich weit wie Tellingsted von Heide entfernt und dessen Bewohner kamen zum Absatz der Meeresprodukte nach Heide; die Heider auch wohl zum Besuche nach Büsum.

Alle aus der Natur und dem Volksleben entnommenen Eindrücke blieben in dem stimmungsfähigen Gemüthe des Knaben zunächst nur unbewußte, nicht in Gedanken und Worte gefaßte Empfindungen. Nun aber trat ein zweites Moment der poetischen Entwicklung hinzu. — Fünfzehnjährig kam Klaus Groth zum „Raspelvagd“ — Kirchspielvoigt — in Heide, bei dem seine Hauptbeschäftigung im Visiren der Wanderbücher bestand. Da dies wenig Zeit in Anspruch nahm, hatte er hinlänglich Muße, seine Lese- und Lernbegierde in der guten Bücherei seines Vorgesetzten zu befriedigen. Neben den deutschen Klassikern, von denen er sich immer am meisten zu Goethe hingezogen fühlte, lernte er auch den ganzen Shakespeare kennen, noch in der Bendorfschen Uebersetzung. Um aber mit den Nebenstudien, welche ihm allmählich zur Hauptsache geworden waren, auch einen Zweck zu verknüpfen, gab er nach drei Jahren seine Stellung auf und bezog in Ermangelung der materiellen Mittel zum Gymnasial- und

Universitäts-Studium 1838 das Seminar zu Londern zu seiner Ausbildung zum Lehrer.

Schon während der anhaltenden Lektüre der Dichter war er zu eigenen poetischen Versuchen angeregt. An der Mangelhaftigkeit derselben gegenüber seinen Vorbildern empfand er selbst aber ein solches Mißbehagen, daß er sich gelobte, auch nicht einmal versuchsweise einen Vers niederzuschreiben, bis er nicht ein sicheres Gefühl als Bürgschaft hätte, er würde etwas fehlerloses Ganzes zu Stande bringen. Er hat dies elf Jahre lang unverbrüchlich gehalten, dann aber innerhalb weniger Jahre im Quickborn in gleichmäßiger Vollendung der Form und des Inhalts Alles niedergelegt, was sich bis dahin in seinem Denken und Fühlen dichterisch verkörpert hatte. Mit Bewußtsein hatte er sich von der poetischen Produktion abgewendet, um auf einem Umwege zu ihr zurückzukehren, auf dem Umwege, dessen Ziel möglichst vielseitige allgemeine Bildung war. Denn neben seinen Seminarstudien und, als er seit 1841 als Mädchenlehrer in Heide angestellt war, neben seiner arbeitsvollen amtlichen Beschäftigung trieb er mit eisernem Fleiß und Beharrlichkeit mathematische, naturwissenschaftliche und philosophische Studien und machte aus sich autodidaktisch einen fertigen Klavierpieler, nachdem er einen gänzlich verdorbenen und fast verbrauchten Klimperkasten eigenhändig wieder zu ausreichender Brauchbarkeit zurecht gebaut hatte. Auch Gesangstudien trieb er, wie Alles, mit Leidenschaft. Es war kein Wunder, daß die maßlose Anstrengung seine Gesundheit untergrub. Hatte er doch oft die Schriften Kant's in den Nesten eines Baumes sitzend studirt, um sich durch die Gefährlichkeit seines Sitzes vor Ermüdung zu schützen.

Gerade als er sein nächstes Ziel, sich in Kiel der Ausbildung zum höheren Lehrfach zu widmen, erreicht zu haben glaubte, und zu diesem Zwecke seine Entlassung aus der bisherigen Stellung nahm: da versagten die Kräfte. Ein langsam vorbereitetes Ner-

verleiden kam zum Ausbruch und zwang ihn zum Verzicht auf alle wohlüberlegten Lebenspläne. In der ländlichen Einsamkeit, in welche er sich zu seinem Freunde Leonhard Selle, dem späteren Komponisten seiner Lieder, auf der Insel Fehmarn 1847 zurückgezogen hatte, lebte er zwei Jahre hindurch nur seiner Gesundheit, der Natur und dem Studium der Naturwissenschaften.

Dann endlich ging er an die Verwirklichung des längst gehegten Planes, Alles, was Jahre hindurch sein inneres Leben gereift und dichterische Form in seiner Muttersprache gewonnen hatte, nun niederzuschreiben und in einem „Quickborn“ ausströmen zu lassen für seine Landsleute, für seine Denk- und Sprachgenossen. — Dies geschah noch mit ganz geschwächter Gesundheit. Sein Vater, welcher den Anlaß der Krankheit in Selbstquälerei bei seinen dichterischen Arbeiten suchte, sagte ihm: „Du kannst mi bannig leed don, Klaus. Holl Di doch an Din Geschäft; bi de Dichterie kümmt doch nix herut, un da kann ik mi gar nix bi denken.“ — „Ik will Di wat seggen“ — antwortete Klaus — „Du mößt Di denken, Du steift vör eenen breeden Graben. Up disse Sit is drögen Sant un gar nix los; up de anner Sit äwer is dat ganz wunderschön; denn mößt Du doch heräwer! — Ik kann dat nu man noch nich. Äwer ik möt heräwer un ik kam heräwer.“ —

Und er ist hinübergekommen. — Aber selbst wie er schon zum Sprung ansetzte, beschlich ihn noch das Mißtrauen in die eigene Kraft. Er sandte das Quickborn-Manuskript an Gervinus mit der Bitte um ein empfehlendes Für- und Vorwort für dessen Druck. Gervinus schickte es zurück mit den Worten, eine Empfehlung zu diesen Gedichten könne er nicht schreiben, — die würden sich selbst Bahn brechen. Diese Ablehnung ebnete denn nun den für den schriftstellerischen Anfänger so holperigen Weg zum Verleger und der Quickborn trat 1852 in die Welt mit derjenigen Wirkung, welche den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildete.

Müllenhof, der Germanist, jetzt schon ein Vierteljahrhundert uns in Berlin angehörig, war damals Professor in Kiel.²⁾ In Marne in Süderditmarschen geboren, auf dem Gymnasium zu Melbörf geschult, war er als ganzer Plattdeutscher aufgewachsen. Selbstverständlich aber nahm er Theil an dem allgemeinen traditionellen, seit Opitz großgezogenen Vorurtheil, daß die Kluft zwischen hochdeutscher Bildung und plattdeutscher Art zu groß sei; als daß sie durch die Dichtkunst überbrückt werden könnte. Als ihm jedoch der Quickborn in die Hand kam, fiel es ihm, wie uns Plattdeutschen allen, wie Schuppen von den Augen. Nun erst wußten wir, wie reich die Sprache war, die wir täglich im Munde führten, und daß sie gar nichts vom Hochdeutschen zu borgen brauchte und hinlängliche eigene Schätze besaß, die auch in gebundener Form gehoben werden und Herz und Gemüth ergreifen und legen konnten. Müllenhof schrieb aus eigenem Antriebe eine kurze Besprechung oder Anzeige des Quickborn, welche dem gewonnenen Eindruck entsprach. Die Folge davon war die jahrelange nahe persönliche Beziehung, in welche Klaus Groth und Müllenhof zu einander traten.

Es ist ja allgemein bekannt, daß letzterer die zweite Auflage des Quickborn nach einer orthographischen Revision mit sprachlichen Erläuterungen und einem Wörterbuche begleitete, welche auch den meisten späteren Auflagen beigefügt blieben. Weniger bekannt ist die ermunternde und fördernde Theilnahme, welche er dem Werke zuwendete zu dessen ansehnlicher Vermehrung. An die Stelle der früheren Zaghaftigkeit war nunmehr bei dem Dichter größeres Selbstvertrauen getreten, und mit diesem wuchs die dichterische Kraft, so daß die weiteren Leistungen ganz erstaunlich sind sowohl durch die Schnelligkeit, als auch durch die Sicherheit der dichterischen Produktivität. Die Jahre 1853 und 1854, welche die zweite und dritte Auflage brachten, waren die fruchtbarsten. Aber noch bei der vierten Auflage, die demnächst als

(272)

Prachtausgabe von Speckter illustriert erschien, konnte Klaus Groth sagen, wenn sie gegen die früheren verbessert heißen könne, so verdanke man dies nicht zum geringsten Theile Müllenhof und seiner unermüdeten Sorgfalt.

Der erste Quickborn hatte noch nichts aus dem Kreise Dittmarscher Geschichte und Sage gebracht. — Müllenhof brauchte nur auf diesen Stoff hinzudeuten und binnen kürzester Frist sandte ihm Groth alle jene Meisterstücke, welche unter den Rubriken: „Wat sit dat Volk vertelt“ und „ut de oll Krönl“ in den Quickborn aufgenommen sind. — Ebenso ging es mit dem Hinweis auf das Volkslied. Als bald sandte Klaus Groth die ganze Reihe „Die Leeder“; — und wie Müllenhof ihm eines Abends aus Logau's „Reimensprüche“ und „Sinn-Gedichten“ vorgelesen hatte, kamen in die gerade zu bearbeitende neue Auflage die vortrefflichen in ähnlichem Geiste, aber durchaus originell gedichteten „Sprüch“ hinein.

Sene lange Enthaltbarkeit von der Versmacherei bei beständiger innerer Verarbeitung der aufgenommenen Empfindungen, das war der Schweiß gewesen, den die Götter vor Groth's Meisterschaft gestellt hatten. Nun kamen die besten seiner Gedichte keiner Feile bedürftig aus der Feder, man möchte sagen wie aus der Pistole geschossen. Wenn ihm aber in irgend einer Gattung eine Anzahl Gedichte gelungen war, so machte er Halt, um seine Kräfte an einer anderen Gattung zu messen, für welche er vorerst mustergültigen Inhalt und Form feststellte. So übergab er Müllenhof die zehn Strophen, welche überschrieben sind: „Se lengt“ (hochdeutsch etwa: Sehnsucht) mit dem Bemerken, daß er nunmehr den Ausdruck für das lyrische eigentliche Lieb gefunden habe. Ich verstehe dies so: für das Lieb, welches bei einem nicht abgeschlossenen Gefühlsinhalte und einer dadurch bedingten relativen Ziellosigkeit recht eigentlich die Musik zu abschließender Ergänzung verlangt. — Diesem Anfange folgte dann noch eine Reihe der

sangbarsten Lieder, die denn auch vielfach ihre Tonsezer gefunden haben. —

Auch als Groth mit etwas gebesserter Gesundheit 1855 zur Fortsetzung seiner Studien nach Bonn gehen konnte, blieb der freundschaftliche literarische Verkehr mit Müllenhof in nicht unterbrochenem Fluß. — Daß dieser einmal gelegentlich erwähnte, ihm Klänge ein altes Dithmarscher Lied im Ohr mit dem Anfang: „Dar liggt int Korn een Ländken deep“, — diese Bemerkung genügte als Anlaß, daß Klaus Groth zu diesem Anfange das schöne, heimwehverklärte Lied: „Min Vaterland“ dichtete.

In Bonn verkehrte Groth viel im Böcking'schen Hause und ward eng befreundet mit Otto Zahn. Die dortige philosophische Fakultät verlieh ihm 1856 ihre Doktor-Würde. Eine Schweizerreise mit Böcking zusammen schloß sich an den längeren Aufenthalt in Bonn; nach der Rückkehr aber aus der Schweiz hielt ihn ein schweres Krankenlager am Nervenfieber längere Zeit in Dresden gefesselt. Nach seiner Genesung war er wohlher, als je zuvor. Er ging nach Kiel zurück und habilitirte sich als Privatdozent der deutschen Sprache und Literatur.

Nicht lange hernach verließ Müllenhof auf einen Ruf nach Berlin hin sein engeres Vaterland. Der Quickborn aber war damals in den verschiedenen Auflagen seines ersten Lebens-Jahrzehnts zu seinem endgültigen Abschluß gelangt.

Anderer Arbeiten hatten sich schon früher dem ersten Werke angeschlossen. Ein eigenartiges Interesse gewähren unter denselben die hochdeutschen Gedichte, welche schon 1854 unter dem Titel „Hundert Blätter“ als „Paralipomena zum Quickborn“ erschienen. — Wenn es für den der plattdeutschen Sprache Kundigen des Beweises bedurft hätte, daß Klaus Groth plattdeutscher Dichter war, so ward dieser Beweis in diesen Blättern erbracht. In einzelnen Gedichten, ich nenne beispielsweise „Zis“, hat der plattdeutsche Dichter auch im Hochdeutschen Höchstes geschaffen und

dem dichterischen Gehalte nach Gleichwerthiges mit der überwiegenden Anzahl seiner plattdeutschen Dichtungen geleistet. Aber der Durchschnitt überragt doch nicht ein mittleres Niveau, wie es auch von Anderen erreicht worden ist. Die Reflexion ist vorherrschend, und so weit aus dem Reflexionsleben der Gebildeten die plattdeutsche Sprache verdrängt ist, ergab sich der Gebrauch der hochdeutschen Sprache als eine Nothwendigkeit. Aber für plattdeutsche Dichtung schwer möglich ist die reflektirende Betrachtung auch für das Hochdeutsche immerhin eine mißliche poetische Zuthat, welche nicht immer zu erwärmen vermag. In der kräftigen Sprache aber der „100 Blätter“ und in den markigen Bildern, die weniger, ich möchte sagen durch die Farbe, als durch die Zeichnung und den Umriß wirken und uns nicht selten an Groth's Landsmann, Friedrich Hebbel erinnern, wird manchem wohl ein Wiederhall aus dem Plattdeutschen entgegen tönen, der dem hochdeutschen Ohr auch nicht allemal sympathisch klingen mag.

Ganz auf eigenem heimischen Gebiet aber war Klaus Groth wieder mit seinen bald darauf erscheinenden „Vertellen“, Erzählungen, welche auf plattdeutschem Grund und Boden spielen; dann mit den Kinderreimen „Boer de Goern“, mit „Rothgeter-Meister Lamp un sin Dochder“. Dann folgte 1870 der zweite Theil des „Quickborn“, dessen größeren Abschnitt die schöne Idylle „De Heisterkrog“ und die Erzählung „Um de Heid“ bildet. Angehängt sind die bis dahin noch neu entstandenen vermischten Gedichte: Lieder, Balladen, Romanzen und eine ganze Anzahl Gelegenheits-Gedichte. Endlich 1876 erschienen noch drei Erzählungen unter dem Sammeltitel „Ut min Jungsparadies“.

Die Darlegung, wie der Dichter in diesen letzten Erzählungen gegenüber den Meisterstücken gleicher Gattung aus früherer Zeit noch gereifter erscheint, ja auch nur die Aufzählung der kleineren, theils gesammelten, theils in Zeitblättern zerstreuten Dichtungen, und ein noch näheres Eingehen auf seine Gedichte und seine Dich-

tungsweise darf ich mir um so mehr versagen, als er selbst in diesen seinen Werken heute Abend noch das Wort für sich nehmen wird.³⁾ Schon beim ersten Erscheinen des Quickborn sagte er im Vorwort: „Ich wollte, ich könnte selber kommen, wenn ihr Abends hinterm Ofen sitzt, und euch meine Lieber sagen und sprechen, recht als wäret ihr's selbst, nur mit Reim und Takt, wie die Dichtkunst es lehrt — ihr solltet euch verwundern! — nicht über meine Kunst, denn die halt ich gering, aber über den Klang und Gesang, der in den platten Tönen steckt, die da schelten können wie keine, und doch schmeicheln und weinen, — nicht läppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Thränen im Auge zerbrückt.“ — Ich habe ihn seine Gedichte lesen hören mit dieser ergreifenden Wirkung und muß daraufhin sagen, seine Kunst war keineswegs gering, oder vielmehr es war die reine Natur, die auch die tönenden Worte so über seine Lippen brachte, wie sein Herz sie empfunden hatte. Demnach ist es ein hohes Lob, wenn er selbst demjenigen, der nach mir das Wort nehmen und Ihnen Dichtungen Klaus Groth's vortragen wird, wie öffentlich berichtet ist, das Zeugniß gegeben hat, sein Vortrag derselben sei vollkommen.

Mir liegt nur ob, eine allgemeine Charakteristik des Dichters, seiner Kunst und seines Lebensganges zu geben, und so eile ich, in wenigen Umrissen die begonnene Skizze bis zur Gegenwart hin zu vollenden.

Bald nach seiner Habilitirung in Kiel, welche nach einigen Jahren die Ernennung zum Professor zur Folge hatte, führte Klaus Groth ein geliebtes Weib an den häuslichen Heerd, welcher errichtet ward in einer außerhalb der Stadt in anmuthigem Garten gelegenen Villa. Hier lag das Paradies seines Mannesalters. Die Arbeit des Kopfes bei seinen wissenschaftlichen Studien und des Herzens an seinen Dichtungen wechselte mit der Hände Arbeit im Garten, welche er mit der Lust frühesten Jugend-

erinnerungen betrieb: dies Alles in dem Rahmen eines glücklichsten Familienlebens, in das die sonnigen Strahlen einer wachsenden Anerkennung hineinleuchteten, vor welchen die Angriffe der Gegner seiner Dichtung immer mehr verblaßten.

Einen eigenartigen Ausdruck fand diese Anerkennung bei der Feier, welche Klaus Groth zu Ehren veranstaltet ward als 1872 seit dem Entstehen seines Quickborn fünfundzwanzig Jahre verflossen waren.

Wie sonst wohl namhafte Dichter von mäcenatisch gesinnten Fürsten mit Ehrengaben bedacht sind, so trat hier zu gleichem Zweck die Gesamtheit ein der Verehrer und Freunde des Dichters. Aus meistens nur kleinen Beiträgen, von welchen auch fürstliche Geber allerdings sich nicht ausgeschlossen haben, setzte sich ein ganz ansehnliches Kapital zusammen, dessen Stifter in Hunderten vorzugsweise über Norddeutschland und Holland, dann aber auch ergiebig über England und Nordamerika zerstreut sind. Das Geheimniß der Sammlung ward so bewahrt, daß der Dichter vollständig überrascht wurde durch diese ungewöhnliche Auszeichnung.

Es war mir vergönnt, Theilnehmer an dieser Feier zu sein, und so kam ich zu persönlicher Bekanntschaft und zu dauerndem Briefwechsel mit Klaus Groth, woraus mir für heute der Vortheil erwächst, den unmittelbaren Eindruck von seiner Persönlichkeit, wie sie eben auf mich wirkt, wiedergeben zu können.

Wer je zur sonnigen Sommerzeit in Kiel war, der hat den Ausflug nach Düsternbrook und weiter bis zum Hotel Bellevue nicht versäumt, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft die schöne Villa Forstede mit ihren herrlichen, sich hügelabwärts bis zum Wasser der Kieler Bucht erstreckenden Garten- und Park-Anlagen Jedem in's Auge fällt. Wer bei dem Ausfluge vom Wetter begünstigt war, dem steigt in der Erinnerung ein Landschaftsbild auf, dem er nur wenige zur Seite setzen wird, und habe er auch das Gebiet der Alpen und die Gefilde Italiens

durchstreift. Wer es nicht sah, dem wird es wenig nützen, wenn ich seinen inneren Blick auf die offene See lenke, welche zwischen Friedrichsort und Laboe in weiter Ferne glitzert, und auf die hügel- und waldbumkränzten Binnenbuchten des schiffahrtsbelebten Hafens, oder endlich in nächster Nähe auf die Pracht der Buchen und der Kiefern-Eichen, deren Laubwerk im feuchten Klima zu einer Ueppigkeit und Schönheit gedeiht, daß man wähnt, jeder Baum trage immer ein Sontagskleid. Hier in Forstede, dem Wohnsitze des als Erforscher des Meeresgrundes in naturwissenschaftlichen Kreisen hochgeschätzten Doktors Meyer, war dem Dichter das Fest bereitet, und zwei erinnerungsvolle Tage knüpfen sich an diesen Ort und seine Umgebung. Die Festgenossen, befreundete Professoren aus Kiel, sonstige Freunde, Bekannte und Verehrer des Dichters aus der Nähe, wie aus weiter Ferne bis Bremen hin und Berlin, waren versammelt, als der Gefeierte mit seiner Gattin ahnungslos in den Kreis trat, vermeintlich zu einem der häufiger vorkommenden gastlichen Mittagsmahle geladen. Ich sehe ihn noch, wie er über die Schwelle schritt, eine hochaufgeschossene, etwas hagere, aber kräftige Hünnengestalt mit den freundlichen blauen Augen und den rothen Backen im langgeschnittenen von blondem Haar und kurzem Vollbart umsäumten Antlitz. Er stuzte, — er fand nur spärliche Worte, als die herzlichen Begrüßungen ihm klar machten, daß er der Mittelpunkt jenes Tages sein sollte, — und wie sich dem Empfange alsbald die beabsichtigte Huldbigung angeschlossen, ward er gänzlich übermannt, und man sah den kräftigen Mann stumm mit verhaltenen Thränen ringen. Erst allmählich wich eine fast schüchterne Einsilbigkeit der immer heiterer auf ihn eindringenden Feststimmung der Gäste; dann aber bald und fast plötzlich war er der heitersten einer und das Wort floss ihm fröhlich vom Munde. — Und wenn er später toastend redete, — fast leise beginnend, weichmüthig und nach Worten suchend, — bald steigerte sich deren Fluß zu einem lauten

brausenden Strome, über welchem das Auge bligte, und kaum vermochten sie dann den eilenden, kraftvollen Gedanken zu folgen. Und dieser Eindruck von seiner Persönlichkeit, dieser Gegensatz einer fast schüchternen, heiteren Kindlichkeit, gepaart mit ernster und kräftiger Mannhaftigkeit, wiederholte sich stets von neuem, wie in seiner äußeren Erscheinung, so in der Darlegung seines Inneren: bei der Festtafel, bei gemeinsamer geselliger Unterhaltung, im Verkehr zu Zweien, wie dies Alles sich in jenen Tagen reichlich ergab bei den gastfreien Wirthen, beim Waldgange, bei fröhlicher Fahrt auf der Kieler Bucht oder endlich in des Dichters eigenem Heim.

In den zehn Jahren, welche seitdem verflossen sind, ist das Schicksal wiederholt mit schwerem Tritt durch sein Paradies geschritten. Er hat das Liebste hingeben müssen, aber seine Kraft, die ihm selbst oft als gebrochen erscheinen will, ist es nicht. Daß er im siebenten Jahrzehnt seines Lebens nicht darauf ausgeht, lyrische Empfindungen eines Dreißigers auszusprechen, braucht nicht gesagt zu werden. Die Gedichte jüngster Zeit, und ich habe deren von ihm noch in den letzten Monaten mehrere erhalten, erklingen zum Theil aus düsterer Tonart. Aber worin er vor Allem der Alte geblieben, das ist der jugendfrische Kampfesmuth, mit welchem er sofort eintritt, wenn es gilt, die Ehre der plattdeutschen Sprache hoch zu halten. Er müßte ja kein echter Holste sein, wenn er nicht in hellen Zorn gerathen wäre über die Angriffe, mit welchen grober Unverstand und hochmüthige Ueberhebung gleich beim Erscheinen des Quickborn über diesen und seinen Dichter herfielen. Freilich, „nur nach dem Baum, der Früchte trägt, wirft man mit Steinen.“ Aber sich mit solchem Troste in beschaulicher Ruhe zu begnügen, war nicht seine Sache. Er hielt nicht bloß den Schild der Abwehr den Steinwürfen entgegen, er hieb auch mit scharfem Wort-Schwert um sich, und es ist kein Zufall, daß die wuchtigsten Hiebe auf denjenigen fielen, den er

später als ebenbürtigen Kampfgenossen hochschätzte — auf Fritz Reuter. —

Wie ungeschickt und verständnißlos urtheilen diejenigen, welche für das Vorgehen Klaus Groths kein anderes Motiv zu finden wußten, als kleinlichen Neid auf den größeren Dichterruhm des größeren Dichters! — Als jene Hiebe fielen, kannte man von Reuter noch nichts weiter, als seine „Läuschen un Niemels“. Um den damit zu erntenden Ruhm und die daran erkennbare Dichtergroße brauchte Klaus Groth Fritz Reuter nicht zu beneiden: es waren eben Läuschen und Niemels, die nicht viel weiter führen konnten, als bis zur Unsterblichkeit eines Vornemann oder Babst. Das aber war es, was mit Recht Klaus Groths Zorn erregte, daß ein unverkennbares Talent durch jene in Reime gebrachten Aneboten aus dem Volksmunde und aus dem „Meidinger“ alle jene Vorurtheile gegen plattdeutsche Sprache und Dichtung, deren Bekämpfung ihm Lebensaufgabe geworden war, wieder wachrufen mußte, zumal dies auch noch unter Vergewaltigung gegen den Geist der plattdeutschen Sprache geschah. Denn während Klaus Groth den Beweis geliefert hatte, daß die Formgeschmeidigkeit des Plattdeutschen keiner andern Sprache nachstand, daß es sich ohne allen Zwang z. B. auch dem Hexameter fügte, — daß lange Gedichte möglich waren mit ausschließlich weiblichen Reimen, die der plattdeutschen Sprache fast noch weniger zu Gebote stehen, als dem Englischen; so hat Reuter, dem die Formgewandtheit abging, kein einziges Läuschen erzählt, in dessen Knittelversen dem Versmaß oder dem Reime zu Liebe nicht mindestens ein Verstoß, oft aber deren eine ganze Anzahl sich findet gegen die Gesetze des plattdeutschen Sprachbaues.

Es sei gestattet, diesen Ausspruch etwas näher zu begründen, da er fast wie eine Anklage klingt, welche dem Meister des Plattdeutschen gegenüber ganz undenkbar erscheinen sollte. — Man weiß, jede Sprache hat ihre Gesetze für die Wortfolge; diese

strengere, jene minder strenge. Es ist ebenso sprachwidrig zu sagen: j'ai vous un verre de vin donné, wie umgekehrt: „Ich Ihnen habe gegeben ein Glas Wein.“ Nun ist die plattdeutsche Sprache in der Forderung der richtigen Wortfolge weit strenger, als die hochdeutsche. Sage ich z. B. „daß ich auf sie gab immer Achtung“, so läßt man diese nicht wohlklingende Wortumstellung allenfalls durchgehen; aber das sprachwidrige Neuter'sche „dat ik up ehr gaww ümmer Paß“ sollte heißen: „dat ik ümmer up ehr Paß gaww“; — und wenn Neuter gar sagt: „un as he dräwer nah hett dacht“, so ist diese Wortfolge weder plattdeutsch möglich, noch hochdeutsch: denn man kann und darf eben nicht sagen: „und als er darüber nach hat gedacht“. — Diese Beispiele repräsentiren mehr als ganze Duzende; ja es finden sich sprachwidrige Umstellungen selbst in Fällen, wo weder Reim noch Rhythmus die Abweichung von der richtigen verlangt, diese im Gegentheil auch rhythmisch wohlklingender ist, wie: „In uns're Schaul kannst of nich wat mir lihren“, — statt: „In uns're Schaul kannst of nich mihr wat lihren.“ — Die formelle Unbeholfenheit war ihm also sobald er die Feder zu Versen ansetzte fast zur Gewohnheit geworden! — Denn eine Absichtlichkeit ist in Fällen wie der letztere nicht erkennbar. Eher habe ich die zahllosen Nachtreter Neuter'scher Läufe:Erzählungen in Verdacht, daß sie in Ermangelung von ausreichenden Pointen für ihre Reimereien der Meinung sind, diese Sprachverhunzung verstärke die beabsichtigte komische Wirkung und gehöre also zu den nothwendigen Erfordernissen, um ein ganzer Neuter zu sein. — Vielfach freilich ist bei diesen auch ersichtlich, daß das Plattdeutsche mehr angelernt ist und keineswegs völlig beherrscht wird. Dies ist aber bei Neuter nicht im entferntesten der Fall, obwohl er einen ganz anderen Entwicklungsgang genommen hat, als Klaus Groth. Im Neuter'schen Elternhause war hochdeutsch die Familiensprache; Erziehung und Unterricht wurden von Jugend auf in derselben

Sprache beschafft und auf Gymnastien beendet; dann ging's auf die Universität und später bediente er überwiegend lange Zeit hindurch sich zuerst der hochdeutschen Sprache, als er den Dichter und Schriftsteller in sich verspürte, bis er endlich gewahr ward, daß dieser plattdeutscher Herkunft und mit seinen Spielfameraden auf der Straße, mit „Unkel Herse“, mit den spätern Schulkameraden und Universitätsfreunden aufgewachsen war. Charakteristisch scheint mir in Betreff seiner schriftstellerischen Entwicklung, daß er trotzdem gerade seine Jugendgeschichte: „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ noch hochdeutsch schrieb. Freilich zwischen den Zeilen blicken schon immer mit humoristischem Augenzwinkern die Schriftzüge hervor, die in seinen späteren Werken den lapidaren Charakter angenommen haben, der seinen eigenartigen Dichterruhm unvergänglich der Nachwelt überliefert.

Als er aber in diesen Werken endlich selbst gewahr geworden war, was er zu leisten vermochte und zu leisten hatte, und nun sein eigenstes Gebiet in Besitz nahm, da war Klaus Groth der erste einer, welcher ihm die Stelle neben sich einräumte, die ihm gebührte.

Ich mußte zur vollständigen Würdigung Klaus Groths auch den Blick auf Fritz Reuter lenken; aber man wird nicht erwarten, daß ich auf die öfter aufgeworfene Frage näher eingehe, wer von beiden der größere Dichter sei. In dieser Allgemeinheit gestellt, ist sie überhaupt nicht zu beantworten und erscheint beispielsweise ebenso thöricht, als wollte man etwa fragen: wer ist der größere Maler unseres Jahrhunderts, Cornelius oder Menzel? — Jeder ist eben auf seinem eigensten Gebiete so groß, wie er nur sein kann, und mehr ist von keinem Menschen zu verlangen. Um aber auf allen Wegen und Stegen, die der Genius unserer beiden plattdeutschen Dichter betreten hat, die Nivellirungspunkte für ihre Dichtergröße festzustellen und die Unterschiede zu messen, was, so interessant es auch sein mag, doch immer wieder zu jenem

selben Ergebnis führen würde, — dazu genügt nicht der hier knapp bemessene Raum. — Nur auf eines möchte ich hindeuten, was auch den gleichmäßigen Verehrern beider Dichter wohl begegnet, daß sie nämlich die Möglichkeit eines Vergleichs ausschließen, weil Klaus Groth der Idealist sei und Fritz Reuter der Realist. Man soll mit solchen Schlagwörtern nicht zu freigebig sein und ihrem Klange allein nicht allzu viel in Förderung der Erkenntniß zutrauen. — Wohl ist Klaus Groth in seinen lyrischen Dichtungen, in seinen Natur- und Stimmungs-Schilderungen der Dolmetsch aller idealen Empfindungen, welche dem Herzen entspringen und sich in der äußeren Erscheinung der Welt und der Menschen wieder spiegeln; aber wenn man deren Träger alle ins Auge faßt: die Milchmädchen und die Müllerburschen, die Fischer und Schiffer, die Bauernbirnen, die Jäger, dann das Moor, die Haide, den Wald, die See; auch nicht in einem Zuge vermissen wir den ausgeprägtesten Realismus, welcher der Wirklichkeit auf Schritt und Tritt nachgegangen ist. — Und Reuter würde man so unbillig wie möglich beurtheilen, wenn man in Hinblick auf alle mit größter Naturwahrheit aus dem Leben gegriffenen persönlichen und sachlichen Schilderungen ihm die Idealität seines Schaffens absprechen wollte. Wäre es überhaupt denkbar gewesen, daß seine Hauptwerke „Ut de Franzosentid“ und „Ut de Stromtid“ die bekannte Wirkung über ganz Deutschland gewonnen hätten, wenn der gesammte realistische Apparat nicht in den Dienst der Idee getreten, nicht beseelt wäre von all den idealen Anschauungen, welche den wahren und eigenthümlichen dichterischen Gehalt dieser Werke bilden? — Deshalb ist er gerade uns Mecklenburgern noch in besonderem Sinne so theuer, weil er in und mit diesen Werken auch noch in idealer Richtung für die Einheit Deutschlands mitgewirkt hat, für die Erfüllung seiner eigenen Jugendträume: Die ideale Verschmelzung der Brudersämme. Vor dreißig, vierzig Jahren ward dem Mecklenburger

in der Beurtheilung durch seine Mitbrüder im weiland deutschen Bunde eine Ausnahmestellung von zweifelhaftem Werthe zuerkannt: man hielt ihn im Allgemeinen für einen sogenannten gutmüthigen Menschen, der sich insbesondere alles Denkbare gefallen ließ von einer Handvoll „Bomuchelsköpp“ und „Arels von Rambow“. Wie aber beispielsweise durch Berthold Auerbach allen deutschen Stämmen die Bewohner des Schwarzwaldes heimisch vertraut geworden sind, so ist das Gefühl der inneren Zugehörigkeit Mecklenburgs zum ganzen Vaterlande unsern deutschen Brüdern so recht lebendig erst durch Reuter geworden, der ihnen den Kern der Bevölkerung nahe brachte in allen jenen Typen der Wirklichkeit: in der Familie Hawermann, dem Amtshauptmann Weber, Mamsell Westphalen, den Familien Nütler und Pastor Behrens, Moses, Bräsig u. s. w. bis zu einem Franz von Rambow hin. — So wurden Reuters Dichtungen zu einer kulturhistorischen That von völkerpsychologischem Werth. —

Und kann man dasselbe nicht noch augenfälliger von Klaus Groths Dichtungen sagen? — Man weiß, ein Volk ist nicht zu entnationalisiren, es sei denn, daß man ihm seine Sprache nimmt, denn in ihr fließt des Volkes innerstes Herzblut. Und wie in unsern Tagen sich deutsche Entrüstung kund giebt über das Sprachattentat, welches gegen die Sachsen in Siebenbürgen verübt wird, so erbitterte in den Vierziger-Jahren nichts die Gemüther der Schleswig-Holsteiner in dem Maße, als der Uebermuth der dänischen Bedränger, welche die deutsche Sprache immer mehr aus Kirche, Schule und Gerichtssaal ausschließen wollten. Das Volk klammerte sich an seinen theuersten Besitz; in der Energie des Festhaltens an der unerseßlichen Muttersprache wuchsen alle edlen Gefühle und Leidenschaften und zeitigten den Dichter des Plattdeutschen, der seinem Volke vor Augen legte, welcher reicher Schatz in der Gefahr gewaltsamen Untergangs schwebte. Dies ist die kulturhistorische That, die Klaus Groth als Kind

seines Landes und Sohn seiner Zeit vollbrachte, ohne daß zu behaupten wäre, er habe sein dichterisches Tagewerk mit bewußtem Hinblick auf diese Gefahr unternommen und vollführt. — Das glaube ich gar nicht; dann würden eben seine Dichtungen vielleicht den Stempel des Gemachten tragen und nicht von der urwüchsigsten Naturkraft sein, welche der plattdeutschen Sprache das Gepräge unverwüßlicher Lebensfähigkeit aufdrückt und dem Dichter selbst den Glauben gab an die Möglichkeit einer neuen Blüthe des Plattdeutschen selbst als Schriftsprache.

Doch die Erwägung dieser Möglichkeit und Zukunft der plattdeutschen Sprache überhaupt in Rede und Schrift würde hier viel zu weit führen. Ohnehin ist das Prophezeien ein mißlich Ding. Wir sehen es ja an unsern Wetterpropheten, denen es noch schwer genug wird, nur von einem Tage zum andern zu kommen, obwohl sie die gute Aushülfe der wesentlichen oder unwesentlichen Niederschläge haben, bei welchen nur die kleine Hauptfrage offen bleibt: welcher Niederschlag ist wesentlich? — Auch die Frage der Zukunft des Plattdeutschen muß offen bleiben und ich kann nur ganz kurz auf bloße Möglichkeiten hindeuten, aus denen heraus die Beantwortung der Frage vielleicht einmal erfolgen mag.

Während in Norddeutschland das Hochdeutsche von Generation zu Generation die augenfälligsten Gebietsabtretungen vom Plattdeutschen erzwingt, tritt in weiter Ferne in einem ähnlichen aber umgekehrten Verhältnisse ein Manchem gewiß neues und fast fremdliches Bild vor Augen von der zähen Lebenskraft des Plattdeutschen, — nämlich in Nordamerika. „Amerika Du hast es besser“ — meint Goethe — „als unser Continent, der alte: hast keine verfallenen Schlösser“ — u. s. w. und wir können hinzufügen: hast keine Schulregulative, nicht von Falk, noch von Raumer, und überall in Schule, Kirche, Gerichtsleben und Verkehr überhaupt wird diejenige Sprache gesprochen, welche die

meisten der Zuhörer oder Mitsprecher verstehen. Wenn man nun weiß, welche Macht das deutsche Element gegenüber dem englischen in steigendem Maße gewinnt, und wenn man erwägt, daß die Einwanderung aus Norddeutschland, also aus plattdeutschen Ländern ganz erheblich diejenige aus Mittel- und Süddeutschland überwiegt, so kann es kaum Wunder nehmen, wenn die plattdeutsche Sprache jenseits des Ozeans heimischer zu sein oder zu werden scheint als diesseits. Nur wenig Thatsächliches möge für diese Ansicht von der Sache angeführt werden. Es giebt ganze Ortschaften — z. B. Davenport —, in welchen die Volkssprache sowie die Verkehrssprache fast bis in alle Geschäftslokale hinein nur plattdeutsch ist, und in Orten, wo dies nicht der Fall ist, aber Plattdeutsche wohnen, da finden sich plattdeutsche Vereine, welche in den Bindemitteln der Geselligkeit zugleich die Mittel zur Erhaltung der heimischen Sprache haben. Diese plattdeutschen Vereine Nordamerikas haben im Sommer 1875 ein allgemeines plattdeutsches Volksfest in Newyork veranstaltet, von welchem ich nichts weiter erwähnen will, als daß in dessen Programm des Festzuges Folgendes vorkam: „Achte Abtheilung, 42 Newyorker plattdeutsche Vereine mit 280 Festwagen!“ — Man würde dies vielleicht für einen Zeitungsschwindel halten, wenn nicht bekannt wäre, in welcher Blüthe das Vereinswesen in Nordamerika steht, und daß allgemeine von Vereinen ausgehende Volksfeste zur sommerlichen Tagesordnung gehören.

Vor acht Tagen las man in hiesigen Zeitungen die Feuilleton-Nachricht, daß drüben eine plattdeutsche Grammatik in englischer Sprache nothwendig geworden und im Erscheinen begriffen sei. Ein dortiges plattdeutsches Unterhaltungsblatt mit umfanglichem plattdeutschen Inseratentheile habe ich öfter gesehen, und in Chicago erscheint seit Jahren eine plattdeutsche Zeitung. Wenn diese Blätter auch Zeugniß ablegen von der poetischen Befähigung der nordamerikanischen Plattdeutschen, so fällt dies freilich noch

sehr kümmerlich aus. Die Produkte stehen auf gleichem Niveau mit den Gedichten und Geschichten, welche die Mehrzahl von einem ganzen Troß der Nachtreter von Klaus Groth und Fritz Reuter diesseits des Ozeans zu Stande gebracht haben: unsagbar überflüssiges Zeug! — Das beste, was drüben geleistet worden, stammt von diesseits, insofern Fritz Reuter und Klaus Groth dort wader ausgenutzt werden, neuerdings mit einer amerikanischen — Unverfrorenheit, welche für uns mit parlamentarischen Wendungen undefinirbar ist. Die Kieler Zeitung hatte zu Anfang dieses Jahres ein ernstes lyrisches Gedicht von Klaus Groth gebracht. Als bald findet sich nicht bloß dies Gedicht in jener plattdeutschen Zeitung abgedruckt mit der Unterschrift J. L. Goos aus Blair (Nebraska), sondern in der nächsten Nummer des Blattes rühmt sich der Plagiator in unglaublich schlechten plattdeutschen Versen ausdrücklich der Urheberchaft jenes schönen Gedichtes!

Die preßmoralische Beurtheilung dieses Falles ist überflüssig. So viel aber geht daraus hervor, daß der Plagiator wenigstens eine Ahnung davon hatte, was ein gutes plattdeutsches Gedicht sei und daß er seinen Lesern dieselbe Urtheilskraft zutraute. Wenn somit also der Sinn für die Poesie bei den Plattdeutschen in Nordamerika nicht erstorben ist, so ist nicht abzusehen, welche Folgen sich an diese Thatsache knüpfen mögen. — Prophezeien will ich keine; aber wundern würde ich mich keinen Augenblick, wenn in Amerika einmal wesentliche Niederschläge von plattdeutschen Versen und Geschichten entständen. Gaben die Amerikaner uns einen Longfellow, Bret Harte, Edgar Poe, warum sollten nicht auch einmal Namen mit noch vollerm niederdeutschen Klange herüber tönen, die sich neben Klaus Groth und Fritz Reuter hören lassen können? —

Für Deutschland aber, für die Heimath unsrer plattdeutschen Sprache will mir deren Wiederbelebung als Schriftsprache eben

wegen der unaufhaltfamen Terrainverluste nicht mehr recht glaublich erscheinen. Ich kann mich täuschen, namentlich in Hinblick auf politische Wandlungen, die in fernster Zukunft allenfalls möglich sind. Doch für jetzt vermag ich mich der Vorstellung nicht zu entschlagen, daß wir Plattdeutschen in Klaus Groth und Fritz Reuter diejenigen Sänger besitzen, welche unserer Sprache den Schwanengesang anstimmten und gesungen haben; aber einen Sang von so wundervoller Wahrheit, Schönheit und Kraft, daß er forthallen wird zu den fernsten Geschlechtern, wie uns noch heute aus grauer Vorzeit erklingt, was uns „in alten maeren wonders viel geseit.“

A n m e r k u n g e n .

1) Diese Abhandlung wurde als Vortrag am 24. April 1883 auf Veranlassung des plattdeutschen Vereins „Düschborn“ zu Berlin bei Veranstaltung einer Geburtstagsfeier Klaus Groths gehalten.

2) Müllenhof ist inzwischen am 19. Februar 1884 gestorben.

3) Nach dem Festprogramm jenes „Klaus Groth-Abends“ folgte dieser Rede der Vortrag mehrerer Groth'scher Dichtungen durch den Recitator Theodor Dorfmann.

In demselben Verlage sind erschienen:

Der Kindergarten.

Handbuch

der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen.

Nach Fröbel's Schriften
und den Schriften der Frau B. v. Marenholz-Bülow
bearbeitet von

Sermann Goldammer.

Mit Beiträgen von B. v. Marenholz-Bülow.

- I. Theil: **Die Fröbel'schen Spielgaben.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Vierte Auflage 5 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 7 M.
II. Theil: **Die Beschäftigungen des Kindergartens.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Dritte Auflage 4 M. 20 Pf., geb. in Orig.-Band 5 M. 60 Pf.
III. Theil: **Gymnastische Spiele und Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.
IV. Theil: **Die sprachlichen Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren. Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.
Auch in 2 Original- engl. Leinen-Bänden gebunden (und zwar Theil I./II. und Theil III./IV. zusammen) pro Einband 1 M. 50 Pf.

➤ Jeder Theil bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. ➤

Dasselbe französische Ausgabe: **Méthode Froebel. Le Jardin d'enfants** etc. 2^e Edition. 2 Bände in 1 Band broch. 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

Dasselbe englische Ausgabe: **The Kindergarten** etc. 2 Bände in 1 Band broch 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

Das Buch vom Kinde.

Das Kind in den drei ersten Lebensjahren.

Seine Entwicklung, Pflege und Erziehung.

Ein Buch für Frauen und Mütter

von

Sermann Goldammer.

Preis broch. 6 M.; elegant in Original-Leinen gebunden 7 M. 50 Pf.

Friedrich Froebel

der Begründer der

Kindergarten = Erziehung.

Sein Leben und Wirken

dargestellt von

Sermann Goldammer.

Preis 2 M.; geb. in engl. Leinen 3 M.

Kinderlieder

von

Sermann Aletke.

Gesamt-Ausgabe

mit dem Bildniß des Dichters.

4. Eleg. cart. 4 M.

Literar-Historisches.

(24 Hefte, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf. = 12 Mark.)

Voretius , Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	80
Corrodi , Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-historische Parallele. (182)	80
Diercks , Die schöne Literatur der Spanier. (372)	75
—, Poetische Turniere. (447)	60
Effenhardt , Die Homerische Dichtung. (229)	75
Geiger , Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	75
Genée , Die englischen Mirakelstücke und Moralitäten als Vorläufer des engl. Dramas. (305)	60
Hagen , Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	60
Helbig , Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Herz , Die Nibelungen Sage. (282)	75
Holle , Die Prometheus Sage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylus. (321)	60
v. Holzeudorff , Englands Presse. (95)	60
Martin , Goethe in Straßburg. (135)	60
Meißner , Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der röm. Satire. (445)	80
Meményi , Journale und Journalisten der franzöf. Revolutionszeit. (340/341)	1.20
Remm , Goethe's Ercheinen in Weimar. (265)	60
Ribbeck , Sophokles und seine Tragödien. 2. Aufl. (83)	60
Sarrazin , Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429)	80
Schmidt , Schiller und Rousseau. (256)	1.—
Speyer , Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276)	75
Stricker , Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261)	1.—
Trosien , Lessing's Nathan der Weise. (263)	60
Weniger , Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231)	75

Sprachwissenschaft.

(15 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 7,50 Mark.)

Abel , Ueber d. Begriff der Liebe in einigen alten u. neuen Sprachen. 158/159)	1.20
Bezold , Ueber Keilinschriften. (425)	60
Brugsch , Ueb. Bildung u. Entwickl. d. Schrift. M. e. Taf. i. Steindr. 2. Abz. (64)	75
Dannehl , Ueber niederdeutsche Sprache und Literatur. (219/220)	1.20
Devantier , Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Mit einem Holzschnitt. (376)	1.—
Ebers , Ueber d. hieroglyph. Schriftsystem. Mit vielen Holzschn. 2. Aufl. (131)	80
Kohl , Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache. (175)	1.—
Leumann , Ueber deutsche Rechtschreibung. (129)	60
Meyer , G. Fern., Stimm- und Sprachbildung. 2. Aufl. (128)	60
Othhoff , Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. (327)	1.—
—, Schriftsprache und Volksmundart. (411)	80
Hoesch , Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. (172)	60
Schrader , Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung. (427)	60

In den früheren Jahrgängen der Zeitfragen erschienen:

Literatur, Kunst und Musik.

(14 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 10,50 Mark.)

Cropp , Lessing's Streit mit Hauptpastor Ohje. (155)	80
Förster , Mittelalter od. Renaissance? (G. Pfannschmidt u. Anselm Feuerbach.) (173)	1.20
Genée , Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99)	1.—
v. Huber-Liebenau , Ueber das Kunstgewerbe der alten u. neuen Zeit. (136/137)	1.60
Mähly , Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10)	1.—
Minckwitz , Die Entwicklung eines neuen dramat. Stils in Deutschland. (203)	1.20
Raumann , Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82)	1.20
Vorig , Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177)	1.—
Schasler , Ueber moderne Denkmalswuth. (103)	80
—, Ueber dramat. Musik u. d. Kunstwerk d. Zukunft. Ein Beitrag z. Aesthetik der Musik. 1. Abth.: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? (179/180)	1.60
—, Dasselbe. 2. Abth.: D. mus. Oper u. Rich. Wagner's Musikdrama. (190/191)	2.—







